

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cortázar, Julio
Der Verfolger

Aus dem Spanischen von Rudolf Wittkopf

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 2319
978-3-518-38819-8

suhrkamp taschenbuch 2319

Der Verfolger, so heißt Julio Cortázers meisterhafte Erzählung »in memoriam Charlie Parker«, in der ein Musikkritiker Leben und Ansichten des Saxophonisten Johnny Carter, der in seiner Kunst ein rücksichtsloser »Verfolger« des Absoluten ist, mit zweifelnder Bewunderung zu schildern versucht. Er erlebt die Exaltiertheit eines Musikers, der in der Musik die Unmöglichkeit zu leben ausdrückt und damit den unauflösbaren Widerspruch darstellt, der zu seinem langsamen Verfall führt. Unverstanden, selbst von seinen besten Freunden, treibt er sich zu stets neuen, nie gehörten Höhepunkten, während es ihm im Grunde um etwas ganz anderes geht.

»Längst zur Legende gewordene Begebenheiten werden auf 99 kleinformatigen, großbedruckten Buchseiten zur Essenz eines tragischen Schicksals komprimiert: die 46er ›Loverman-Session‹ (Cortázar macht aus diesem Titel ›Amorous‹), der Tod der Tochter Pee (›Bee‹), die Beziehung zu Chan (›Lan‹) und zur Baroneß Nica de Koenigswinter (›die Marquise‹), Nervenzusammenbrüche, schließlich der einsame Tod vorm Fernseher. Julio Cortázers Buch ist ein zärtlich und leidenschaftlich verfaßtes Bekenntnis zum Jazz.«

(Jazzethik).

Julio Cortázar
Der Verfolger

Aus dem Spanischen von
Rudolf Wittkopf

Suhrkamp

Originaltitel: *El perseguidor*
Enthalten in *Las armas secretas (Die geheimen Waffen)*
© Editorial Sudamericana Buenos Aires 1958
Die Übersetzung wurde vom Übersetzer neu durchgesehen

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 2319

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1978

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38819-8

Der Verfolger

In memoriam Ch. P.

Sei getreu bis in den Tod
Offenbarung Johannes 2,10

O make me a mask
Dylan Thomas

Dédée rief mich am Nachmittag an, um mir zu sagen, daß es Johnny nicht gut gehe, und ich bin sofort ins Hotel gegangen. Seit einigen Tagen wohnen Johnny und Dédée in einem Hotel in der Rue Lagrange, in einem Zimmer im vierten Stock. Es genügte ein Blick auf die Zimmertür und ich wußte, daß Johnny sich in der größten Misere befand; das Fenster geht auf einen fast schwarzen Hinterhof, und schon um ein Uhr mittags muß man Licht anmachen, wenn man Zeitung lesen oder sich im Spiegel betrachten will. Obgleich es nicht kalt war, fand ich Johnny in eine Woldecke eingewickelt, in einen schäbigen Sessel gezwängt, aus dem überall gelbliche Wergwolle herausquoll. Dédée ist gealtert, und das rote Kleid steht ihr gar nicht gut; es ist ein Kleid für die Arbeit, für die Bühnenbeleuchtung; in diesem Hotelzimmer hatte es die widerliche Farbe von geronnenem Blut.

»Kamerad Bruno ist so treu wie schlechter Mundgeruch«, sagte Johnny als Begrüßung und zog die Knie hoch, um sein Kinn darauf zu stützen. Dédée schob mir einen Stuhl hin und ich holte ein Päckchen Gau-

loises aus der Tasche. Ich hatte ein Fläschchen Rum mitgebracht, doch ich wollte es nicht zeigen, bevor ich mir von dem, was hier los war, ein Bild gemacht hatte. Ich glaube, was mich am meisten störte, war die nackte Glühbirne, die wie ein ausgerissenes Auge an einem Kabel voller Fliegendreck von der Decke herabhing. Nachdem ich ein- oder zweimal in ihr Licht geblickt hatte, wobei ich mir die Hand als Schirm vor die Augen hielt, fragte ich Dédée, ob wir die Lampe nicht ausmachen und mit dem Licht auskommen könnten, das durch das Fenster kam. Johnny verfolgte meine Worte und Bewegungen mit zerstreuter Aufmerksamkeit, wie eine Katze, die einen unverwandt anblickt, doch der man ansieht, daß sie mit ganz was anderem beschäftigt ist; daß sie etwas anderes ist. Schließlich stand Dédée auf und schaltete das Licht aus. Bei dem, das uns blieb, einer Mischung aus Grau und Schwarz, sahen wir uns besser. Johnny zog eine seiner langen, mageren Hände unter der Wolldecke hervor und ich spürte die schlaffe Wärme seiner Haut. Dann sagte Dédée, sie wolle uns einen Nescafé machen. Es freute mich, daß sie wenigstens noch eine Dose Nescafé hatten. Wenn einer noch eine Dose Nescafé hat, sage ich mir immer, ist seine Lage nicht völlig aussichtslos; er kann noch eine Weile durchhalten.

»Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen«, sagte ich zu Johnny. »Mindestens einen Monat.«

»Warum mußt du immer die Zeit zählen«, antwor-

tete er mir schlechtgelaunt. »Der erste, der zweite, der dritte, der einundzwanzigste. Allem gibst du eine Nummer, du. Und die hier ist genauso. Weißt du, warum sie wütend ist? Weil ich das Saxo verloren habe. Im Grunde hat sie recht.«

»Aber wie konntest du es bloß verlieren?« fragte ich ihn, obgleich ich wußte, daß es eben das war, was man Johnny nicht fragen konnte.

»In der Metro«, sagte Johnny. »Ich hatte es sicherheitshalber unter den Sitz gelegt. Es war ein herrliches Gefühl, in der Metro zu fahren und zu wissen, daß ich es unter meinen Beinen hatte, da war es sicher.«

»Er hat es erst gemerkt, als er hier die Treppe hochstieg«, sagte Dédée mit etwas rauher Stimme. »Und ich mußte dann wie eine Verrückte losrennen, um es denen von der Metro und der Polizei zu melden.«

Aus dem Schweigen, das folgte, konnte ich schließen, daß die Mühe vergebens gewesen war. Doch Johnny begann zu lachen, sein ihm eigenes Lachen, bei dem er weder Zähne zeigt, noch die Lippen bewegt.

»Irgendein armer Tropf versucht jetzt, einen Ton aus ihm herauszukriegen«, sagte er. »Es war eines der miserabelsten Saxos, das ich je gehabt habe; man merkte, daß Doc Rodríguez darauf gespielt hatte, es war an der Seele völlig verbeult. Als Tute an sich war es nicht übel, aber Rodríguez ist fähig, selbst eine Stradivari zu ruinieren, wenn er sie bloß stimmt.«

»Und kannst du dir kein anderes beschaffen?«

»Das versuchen wir gerade«, sagte Dédée. »Sicher hat Roy Friend eins. Das Dumme ist, daß Johnnys Vertrag . . .«

»Johnnys Vertrag«, äffte er sie nach. »Was heißt hier Vertrag. Spielen muß man, und damit basta, aber ich habe kein Saxo und auch kein Geld, mir eins zu kaufen, und den Jungs geht es nicht anders.«

Letzteres stimmt nicht, alle drei wissen wir das. Niemand wagt es mehr, Johnny ein Instrument zu leihen, denn entweder verliert er es oder er macht es sofort zuschanden. Das Saxo von Louis Rolling hat er in Bordeaux verloren, und das, das Dédée gekauft hatte, als man ihn für eine England-Tournee verpflichtete, hat er in Stücke geschlagen, ist darauf herumgetrampelt und hat es in die Ecke gekickt. Niemand kann sagen, wie viele Instrumente er schon verloren, versetzt oder kaputtgemacht hat. Und auf allen hat er gespielt wie meiner Meinung nach nur ein Gott auf einem Altsaxophon spielen kann, einmal angenommen, daß die da oben sich der Flöten und Leiern begeben haben.

»Wann sollst du anfangen, Johnny?«

»Ich weiß nicht. Heute, glaube ich, was, Dé?«

»Nein, übermorgen.«

»Jeder weiß die Daten, nur ich nicht«, brummte Johnny und zog sich die Decke bis an die Ohren.

»Ich hätte geschworen, es sei heute abend und ich müßte heute nachmittag zur Probe.«

»Ist ja egal«, sagte Dédée. »Du hast ja kein Saxo.«

»Wieso egal? Das ist gar nicht egal. Übermorgen ist nach morgen, und morgen ist viel später als heute. Und selbst heute ist um einiges später als jetzt, wo wir uns mit Freund Bruno unterhalten, und ich würde mich viel besser fühlen, wenn ich die Zeit vergessen und etwas Warmes trinken könnte.«

»Das Wasser kocht gleich, einen Augenblick noch.«

»Ich habe nicht die Wärme gemeint, die durch Sieden entsteht«, sagte Johnny. Da zog ich das Fläschchen Rum aus der Tasche, und es war, als hätten wir Licht gemacht, denn Johnny sperrte erstaunt den Mund auf und seine Zähne begannen zu glänzen, und selbst Dédée mußte lächeln, als sie ihn so verwundert und zufrieden sah. Rum zu Nescafé war gar nicht übel, und wir drei fühlten uns nach dem zweiten Schluck und einer Zigarette gleich wohler. Und dann bemerkte ich, daß Johnny sich langsam in sich zurückzog und wieder auf die Zeit zu sprechen kam, ein Thema, das ihn beschäftigt, solange ich ihn kenne. Es gibt wohl kaum Menschen, die alles, was die Zeit betrifft, derart beschäftigt. Es ist eine Manie, seine schlimmste Manie, denn er hat viele. Doch er verbreitet sich darüber mit einem Charme, dem kaum einer widerstehen kann. Ich erinnere mich an eine Probe vor einer Schallplattenaufnahme in Cincinnati, lange bevor er nach Paris kam, neunundvierzig oder fünfzig. Johnny war damals groß in Form und

ich ging nur hin, um ihn und Miles Davis zu hören. Alle hatten sie Lust zu spielen, waren bester Laune, gingen gut gekleidet (vielleicht erinnere ich mich nur deswegen daran, weil Johnny heute so schlampig und schmutzig herumläuft), sie spielten mit Hingabe, ohne je ungeduldig zu werden, und der Tontechniker hinter der Scheibe gab ihnen wie ein satter Pavian mit Gesten zu verstehen, wie zufrieden er war. Und genau in dem Augenblick, als Johnny wie freudeverloren spielte, brach er plötzlich ab, gab, ich weiß nicht wem, einen Rippenstoß und sagte: »Das bin ich morgen am Spielen«, und die Jungs blickten betreten drein, nur zwei oder drei spielten noch einige Takte, wie ein Zug, der langsam bremst, und Johnny schlug sich gegen die Stirn und wiederholte: »Das hab ich schon morgen gespielt, es ist irre, Miles, das hab ich schon morgen gespielt«, und niemand konnte ihn davon abbringen, und von da an ging alles schief, Johnny spielte lustlos und wollte gehen (um sich wieder zu dopen, sagte der Tontechniker, der vor Wut kochte), und als ich ihn hinausgehen sah, schwankend und mit aschfahlem Gesicht, fragte ich mich, wie lange das wohl noch gehen werde.

»Ich glaube, ich werde Doktor Bernard rufen«, sagte Dédée und sah Johnny, der in kleinen Schlucken seinen Rum trank, von der Seite an. »Du hast Fieber und du ißt nichts.«

»Doktor Bernard ist ein trauriger Idiot«, sagte Johnny, an seinem Glas leckend. »Er wird mir Aspi-

rin geben, und dann wird er sagen, daß er Jazz über alles liebe, zum Beispiel Ray Noble. Nicht zu fassen. Wenn ich das Saxo hätte, würde ich ihn mit einer Musik empfangen, daß er die vier Treppen auf dem Arsch wieder hinuntersaust.«

»Immerhin wird es dir nicht schaden, wenn du Aspirin nimmst«, sagte ich mit einem Seitenblick auf Dédée. »Wenn du willst, rufe ich ihn, wenn ich gehe, an, dann braucht Dédée nicht extra hinunterzugehen. Aber hör mal, dieser Vertrag... Wenn du erst übermorgen spielen mußt, wäre vielleicht noch was zu machen. Auch ich könnte ja versuchen, von Roy Friend ein Saxo zu kriegen. Und im schlimmsten Fall... Du mußt einfach vorsichtiger sein, Johnny.«

»Heute nicht«, sagte Johnny mit einem Blick auf das Fläschchen Rum. »Morgen, sobald ich das Saxo habe. Es gibt keinen Grund, jetzt weiter darüber zu sprechen. Bruno, es wird mir immer klarer, daß die Zeit... Ich glaube, die Musik hilft, diese Sache ein wenig zu verstehen. Nun ja, nicht gerade verstehen, denn in Wirklichkeit verstehe ich überhaupt nichts. Ich merke lediglich, daß da etwas ist. So wie manchmal im Traum, nicht wahr, du fürchtest, daß alles kaputtgeht, und hast im voraus ein bißchen Angst; dabei aber bist du dir gar nicht sicher, und vielleicht wendet sich alles wie ein Pfannkuchen und plötzlich liegst du mit einem bildhübschen Mädchen im Bett und alles ist rundum wunderbar.«

Dédée spülte in einer Ecke des Zimmers Tassen und Gläser. Ich bemerkte, daß sie nicht einmal fließendes Wasser hatten; ich sehe eine Waschschüssel mit rosa Blumenmuster und eine Wasserkanne, die mich an ein einbalsamiertes Tier erinnert. Und Johnny spricht weiter, der Mund von der Wolldecke halb bedeckt, und auch er sieht wie eine Mumie aus mit den Knien am Kinn und seinem dunklen, glatten Gesicht, das vom Rum und vom Fieber langsam feucht zu werden beginnt.

»Ich habe über all das gelesen, Bruno. Es ist ganz sonderbar und wirklich sehr schwierig... Ich glaube, die Musik hilft, weißt du. Nicht, zu verstehen, denn in Wirklichkeit verstehe ich überhaupt nichts.« Er schlägt sich mit der Faust an den Kopf. Der Kopf dröhnt wie eine Kokosnuß.

»Hier drinnen ist nichts, Bruno, was man so nichts nennt. Das denkt nicht und versteht auch nichts. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe mein Gehirn nie gebraucht. Erst von den Augen abwärts verstehe ich, und je weiter unten, desto besser. Aber ein richtiges Verstehen ist das nicht, das gebe ich zu.«

»Gleich wird dein Fieber wieder steigen«, murrte Dédée hinter uns.

»Oh, sei still. Es ist wahr, Bruno. Nie habe ich an etwas gedacht, doch auf einmal wird mir bewußt, daß ich doch etwas gedacht habe, aber das ist doch nichts Besonderes, nicht wahr? Was ist das schon, wenn man plötzlich merkt, daß man doch etwas

gedacht hat. Es läuft letztlich auf dasselbe hinaus, ob du es bist, der denkt, oder irgendein anderer. Ich bin nicht ich, ich. Ich profitiere nur von dem, was ich denke, aber immer erst hinterher, und das ist es, was ich nicht ertrage. Ach, es ist schwierig, es ist so schwierig ... Ist denn kein Schluck mehr da?»

Ich gab ihm die letzten Tropfen Rum gerade in dem Augenblick, als Dédée das Licht wieder anmachte; man konnte in dem Zimmer kaum noch sehen. Johnny schwitzt, aber er bleibt in seine Wolldecke gehüllt, und von Zeit zu Zeit schüttelt er sich, daß der Sessel knarrt.

»Schon als kleiner Junge habe ich es gemerkt, fast gleich nachdem ich anfing, Saxophon zu spielen. Bei uns zu Haus war ständig der Teufel los, man sprach von nichts anderem als von Schulden und Hypotheken. Weißt du, was eine Hypothek ist? Es muß etwas ganz Furchtbares sein, denn meine Alte raufte sich jedesmal die Haare, wenn mein Alter von der Hypothek sprach, und am Ende kam es immer zu einer Prügelei. Ich war damals dreizehn ... aber das kennst du ja alles schon.«

Und ob ich das schon kannte; hatte ich doch versucht, es in meiner Biographie über Johnny genau und wahrheitsgetreu zu schildern.

»Deswegen hörte zu Hause die Zeit nie auf, weißt du. Ein Streit nach dem andern, fast ohne Essen. Und obendrein die Religion, ah, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Als der Lehrer mir ein Saxo

beschaffte, du hättest dich totgelacht, hättest du es gesehen, da, glaub ich, habe ich es gleich gemerkt. Die Musik riß mich aus der Zeit, auch wenn das nur eine Redensart ist. Wenn du wissen willst, was ich wirklich empfinde, ich glaube, die Musik hat mich in die Zeit gesteckt. Aber dann muß man annehmen, daß diese Zeit nichts mit . . . nun ja, mit uns zu tun hat, um es mal so zu sagen.«

Da ich Johnnys Halluzinationen schon lange kenne, wie die von denen, die ein ähnliches Leben führen, höre ich zwar aufmerksam zu, doch messe ich dem, was er sagt, nicht viel Bedeutung bei. Hingegen frage ich mich, wie er in Paris wohl an die Drogen kommt. Ich werde Dédée ins Gebet nehmen müssen, ihr verbieten, Beihilfe zu leisten. In diesem Zustand wird Johnny nicht mehr lange durchhalten können. Drogen und Elend vertragen sich nicht. Ich denke an all die Musik, die uns verlorengelassen, an die Dutzende von Schallplattenaufnahmen, bei denen Johnny diese erstaunliche Überlegenheit, die er allen anderen Musikern gegenüber hat, weiterhin zeigen könnte. Dies »Das bin ich morgen am Spielen« wird mir auf einmal völlig klar, denn Johnny ist immer dabei, morgen zu spielen, und alle anderen bleiben hinter ihm zurück, in diesem Heute, das er mit den ersten Noten seiner Musik mühelos überspringt.

Ich bin als Jazzkritiker ziemlich sensibel und kenne meine Grenzen, und ich bin mir darüber im klaren, daß das, was ich denke, nicht an das heranreicht,

worauf der arme Johnny mit seinen verstümmelten Sätzen, seinen Seufzern, seinen jähen Wutanfällen und seinem Klagen hinauswill. Ihm ist es scheißegal, daß ich ihn für genial halte, und nie hat er sich etwas darauf eingebildet, daß seine Musik weit über das hinaus geht, was seine Kollegen spielen. Es macht trübsinnig zu denken, daß er am Mundstück seines Saxophons ist, während ich mich mit dem zufriedengeben muß, was unten herauskommt. Er ist der Mund und ich das Ohr, um nicht zu sagen, daß er der Mund ist und ich . . . Jeder Kritiker ist eben nur das traurige Ende von etwas, das als Geschmack begann, als Lust zu beißen und zu kauen. Und der Mund bewegt sich wieder, genießerisch holt Johnnys große Zunge einen Speichelfaden von den Lippen zurück. Die Hände zeichnen etwas in die Luft.

»Bruno, wenn du das eines Tages schreiben könntest . . . Nicht meinetwegen, versteh mich richtig, was liegt schon mir daran. Wie ich dir schon sagte, als ich als Junge zu spielen anfing, habe ich gemerkt, daß die Zeit sich verändert. Ich habe das einmal Jim erzählt und er hat mir gesagt, daß alle dasselbe empfinden, und wenn man nicht bei sich ist . . . Das hat er gesagt, wenn man nicht bei sich ist. Aber nein, ich bin bei mir, wenn ich spiele. Ich wechsele nur den Ort. Es ist wie in einem Fahrstuhl: du bist im Fahrstuhl und sprichst mit den Leuten und spürst gar nichts Besonderes, und derweil passierst du den ersten, den zehnten, den einundzwanzigsten Stock

und die Stadt bleibt dort unten zurück und du beendest gerade den Satz, den du angefangen hattest, als du einstiegst, und zwischen den ersten Worten und den letzten liegen zweiundfünfzig Stockwerke. Als ich zu spielen anfang, merkte ich, daß ich in einen Fahrstuhl stieg, aber es war ein Fahrstuhl der Zeit, wenn ich das so sagen kann. Glaub nicht, daß ich die Hypothek oder die Religion darüber vergaß. Nur waren die Hypothek und die Religion in diesen Augenblicken wie der Anzug, den man gerade nicht anhat; ich weiß, daß der Anzug im Schrank hängt, doch du kannst mir nicht einreden, daß es diesen Anzug in diesem Augenblick gibt. Es gibt den Anzug, wenn ich ihn anziehe, und die Hypothek und die Religion gab es, als ich zu spielen aufhörte und meine Alte mit strähnigem Haar hereinkam und sich darüber beschwerte, daß ich ihr mit dieser Teufelsmusik das Gehör zerfetze.«

Dédée brachte noch eine Tasse Nescafé, doch Johnny sieht traurig sein leeres Glas an. »Das mit der Zeit ist so kompliziert, es überfällt mich überall. Langsam wird mir klar, daß die Zeit nicht so was wie ein Sack ist, der sich füllt. Ich will damit sagen, daß in den Sack, auch wenn der Inhalt sich ändert, nicht mehr hineingeht als eine bestimmte Menge, und damit aus. Siehst du meinen Koffer, Bruno? Da passen zwei Anzüge und zwei Paar Schuhe hinein. Gut, jetzt stell dir vor, du machst ihn leer, und dann tust du wieder die zwei Anzüge und die zwei Paar Schuhe

hinein, und dann merkst du, daß nur ein Anzug und ein Paar Schuhe hineinpassen. Aber das ist noch nicht das Schönste daran. Das Schönste daran ist, wenn du merkst, daß du einen ganzen Laden in den Koffer packen kannst, Hunderte und Hunderte von Anzügen, so wie ich manchmal, wenn ich spiele, die Musik in die Zeit packe. Die Musik und das, was ich denke, wenn ich in der Metro fahre.«

»Wenn du in der Metro fährst?«

»Aber ja doch, da hast du's«, sagte Johnny verschmitzt. »Die Metro ist eine großartige Erfindung, Bruno. Wenn du in der Metro fährst, merkst du, was alles in den Koffer hineingeht. Vielleicht habe ich das Saxo gar nicht in der Metro vergessen, vielleicht ...«

Er lacht und hustet, und Dédée sieht ihn besorgt an. Doch er schneidet Grimassen, lacht und hustet, schüttelt sich unter der Wolle wie ein Schimpanse. Tränen laufen ihm die Wangen hinunter und er leckt sie ab, immer noch lachend.

»Besser die Dinge nicht durcheinanderbringen«, sagt er nach einer Weile. »Ich hab's verloren und damit basta. Aber die Metro hat mir geholfen, hinter diesen Trick mit dem Koffer zu kommen. Sieh mal, das mit den elastischen Dingen ist sehr seltsam, ich spüre das überall. Alles ist elastisch, Junge. Selbst Dinge, die hart zu sein scheinen, besitzen Elastizität ...«

Er denkt angestrengt nach.

»... eine verlangsamte Elastizität«, fügt er überra-

schend hinzu. Ich mache eine Geste der Bewunderung. Bravo, Johnny. Und da sagt der Mann, er könne nicht denken! Dieser Johnny! Und jetzt bin ich wirklich gespannt, was er mir zu sagen hat, und er spürt das und sieht mich an, verschmitzter denn je.

»Meinst du, Bruno, ich könnte ein Saxo auftreiben, um übermorgen zu spielen?«

»Ja, aber du mußt vorsichtiger sein.«

»Natürlich, ich werde vorsichtig sein.«

»Ein Vertrag für einen Monat«, erklärt die arme Dédée. »Vierzehn Tage in der Boîte von Rémy, zwei Konzerte und die Schallplatten. Wir kämen sehr gut zurecht.«

»Ein Vertrag für einen Monat«, äfft Johnny sie mit großen Gesten nach. »Die Boîte von Rémy, zwei Konzerte und die Schallplatten. Be-bata-bop bop bop, tschrrr. Was er hat, ist Durst, Durst und noch mal Durst. Und Lust zu rauchen, zu rauchen. Vor allem Lust zu rauchen.«

Ich halte ihm ein Päckchen Gauloises hin, obwohl ich genau weiß, daß er an Marihuana denkt. Es ist schon Abend und auf dem Korridor beginnt ein Kommen und Gehen von Leuten, Gespräche auf arabisch, ein Lied. Dédée ist gegangen, wahrscheinlich um etwas fürs Abendessen zu kaufen. Ich spüre Johnnys Hand auf meinem Knie.

»Sie ist ein gutes Mädchen, weißt du. Aber ich hab sie über. Ich liebe sie schon lange nicht mehr, kann